. 48. 39. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Donnerstag, 27. Januar 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Bismarck als Prophet.

Der Schatten des großen Kanzlers ist aus seinem Mausoeum im einsamen Sachsenwalde von den englischen Unionisten aufbeschworen worden. Bismarck soll als Zeuge dafür nen, daß England zum Schutzzoll übergehen müsse, wenn seine Weltherrschaft aufrechterhalten wolle. In der Tat Bismarck etwas Aehnliches gesagt. Es war im Jahre 1879, Bismarck sein wirtschaftliches Canossa fand und dem chstage den Entwurf des neuen schutzzöllnerischen Tarifs legte. Bismarck führte den Entwurf am 2. Mai 9 mit einer Programmrede ein, in der er auf das sland zu sprechen kam. Alle sonst in Betracht nmenden Länder, Frankreich, Oesterreich, Rußland, erika hatten die Freihandelslinie schon früher lassen. Nur England bildete ein lebendiges Gegenument gegen die schutzzöllnerische Doktrin Bismarcks. Was näher, als daß er den Versuch machte, den Einwand der ehändler von vornherein zu entkräften? So sagte denn von der englischen Regierung, daß sie die zige sei; „und das wird auch nicht lange dauern." weiteren Verlauf seiner Rede kam Bismarck dann noch mal auf England zurück und sagte:

„Ich sehe, daß die Länder, die sich schützen, prosperieren, ich ehe, daß die Länder, die offen sind, zurückgehen, und das große, mächtige England, der starke Kämpfer, er, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaustrat und sagte: Wer will mit mir kämpfen? Ich in zu jedem bereit — auch dieses geht zum Schutzzoll allmählich urück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen ein, um sich wenigstens den englischen Markt zu bewahren".

Sind diese und ähnliche Aussprüche, die Bismarck im tischen Jahre 1879 zur Begründung seiner Schwenkung ins utzzöllnerische Lager tat, beweiskräftig? Sind sie auch r durch die Erfahrung bestätigt worden? Wir bestreiten mit aller Entschiedenheit. Bis zu einem gewissen Grade ja Bismarck zu den wenigen Männern der Weltschichte zu rechnen, die eine Entwicklung nicht bloß zu en Zwecken verwenden, sondern selbst hervorrufen, sich von der Woge nicht bloß tragen lassen, sondern sie ch lenken.

So gut Bismarck nach der Emser Depesche prophezeien nnte, daß es zum Konflikt mit Frankreich kommen würde, gut konnte er auch, als auf seinen mächtigen Impuls das Deutsche Reich zum Schutzzoll umschwenkte, rausagen, daß England nachfolgen werde. Wäre es kommen, wie er meinte, dann hätte man sich nicht eiter zu verwundern brauchen. Man wird auch zugeben nnen, daß England von der die Kulturwelt überflutenden utzzöllnerischen Welle nicht ganz unberührt geblieben ist. as „made in Germany", das den deutschen nfuhrartikeln in England aufgeprägt werden muß, ar schließlich auch als schutzzöllnerische Maßregel dacht. Aber das Merkwürdige ist, daß Bismarck trotzdem cht recht behielt, sondern sich als falschen Propheten erwies. enn sein Gedankengang war doch der: Wenn jetzt auch das utsche Volk zum Schutzzoll übergeht, dann verliert England n Weltmarkt und muß „in wenigen Jahren" zum Schutzll kommen, um sich wenigstens den englischen Markt zu hern.

Nun, es hat immerhin dreißig Jahre gedauert, daß Engnd der schutzzöllnerischen Brandung standhalten konnte. s machte einige Konzessionen, aber der Freihandel blieb doch sein wirtschaftliches Leitmotiv. Noch im Jahre 1906 wurden die schutzzöllnerischen Unionisten von den freihändlerischen Liberalen aufs Haupt geschlagen. Und wenn jetzt auch die englischen Schutzzöllner an Terrain gewonnen haben, so muß man zum mindesten die Frage aufwerfen, ob sie ihre Erfolge der Tarifreform, oder ob sie sie nicht vielmehr der Angst vor der deutschen Gefahr zu verdanken hatten. Immerhin ist auch nach den jetzigen Wahlen in England an eine Durchsetzung der Tarifreform für absehbare Zeit nicht zu denken. Wer wollte heute schon sagen, ob die Chancen der englischen Schutzzöllner bei den nächsten Wahlen wieder so günstig wie heute sein werden? Es ist möglich, daß England noch einmal schutzzöllnerisch wird, es ist aber auch möglich, daß der Freihandel wieder in aufsteigender Linie sich bewegt. Die „wenigen Jahre", die Bismarck annahm, ziehen sich zum mindesten sehr in die Länge.

Auch mit der Beschränkung des englischen Handels ist es nicht so schlimm geworden, wie Bismarck im Jahre 1879 prophezeite. Gewiß, der deutsche Warenhandel ist im letzten Menschenalter sehr stattlich gewachsen; die gesamte Warenensuhr des Deutschen Reiches betrug im Jahre 1908 nicht weniger als 7664 Millionen und die Ausfuhr im gleichen Jahre 6398 Millionen. Aber England behauptet auch jetzt noch den Vorrang mit einer Einfuhr von 11,840 Millionen und einer Ausfuhr von 9120 Millionen. Wenn man berücksichtigt, daß das Deutsche Reich eine um reichlich 20 Millionen größere Bevölkerung als England hat, dann wird man zugeben müssen, daß England bisher unter dem Freihandel nicht gerade schlecht abschnitt. Es steht immer noch an der Spitze der europäischen Staaten und behauptet auch den Vorrang vor den Vereinigten Staaten von Amerika.

Nach alledem wäre es besser gewesen, wenn die englischen Schutzzöllner den Schatten Bismarcks nicht bemüht hätten. Denn das Eintreten Bismarcks für den Schutzzoll beweist für die heutige Zeit nicht das geringste. Es liegt uns fern, den Streit jener Tage wieder aufnehmen zu wollen. Vielleicht mußte das Deutsche Reich durch das schutzzöllnerische Fegefeuer hindurch gehen. Aber so gut sich England ohne den Protektionismus bisher behaupten konnte, so gut wird man hoffen dürfen, daß auch für das Deutsche Reich und die übrigen Kulturstaaten sich noch einmal der Gedanke des Freihandels als siegreich erweisen wird.

Die amerikanischen Frauen an den Kaiser.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 27. Januar.

Gestern wurde hier ein Massenmeeting von Frauenrechtlerinnen abgehalten, in dem gegen die künstliche Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel durch den Fleischtrust in den heftigsten Reden protestiert wurde. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Stellung des Trusts noch gestärkt werden und die Gefahr einer weiteren Verteuerung noch wachsen müsse, wenn bei den zollpolitischen Verhandlungen mit Deutschland der amerikanische Fleischtrust als Sieger hervorgehen würde. Die Versammlung beschloß, an den deutschen Kaiser zu seinem heutigen Geburtstage ein Glückwunschtelegramm zu richten, in dem die deutsche Regierung aufgefordert wird, an ihrer bisherigen Politik festzuhalten, damit es dem Fleischtrust nicht ermöglicht werde, die Produkte, die er hierzulande nicht verkaufen kann, nach Deutschland abzustoßen und dadurch die hohen Preise in Amerika aufrechtzuhalten.

Ein gestörtes Festmahl.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Karlsruhe, 27. Januar.

Zu einem aufsehenerregenden Zwischenfall kam es gestern in dem großen Festhallensaal anläßlich der von der Karlsruher Bürgerschaft veranstalteten Kaiser-Geburtstagsfeier. Der jungliberale Kammerstenograph Frey brachte den Toast auf den Großherzog aus. Er feierte dabei den Großherzog Friedrich II. als Förderer des Reichsgedankens, der uns Badenern die Reichsidee so unauslöschlich eingeprägt habe, das wir nicht irre werden, auch in trüben Zeiten wie in den gegenwärtigen, wo wir mit bangen Sorgen in die Zukunft unseres Badener Volkes blicken müssen, weil größere, mächtigere Bundesstaaten auf eigene Vorteile bedacht sind, und bedrückt sind dadurch, daß durch diese uns schwerer Schaden zugefügt werden würde. Es sei heute ein Verdienst des Großherzogs Friedrich des Deutschen, daß wir, wenn wir Kaiser Wilhelm II. leiblich oder geistig vor uns sehen, auch in einer so trüben, sorgenvollen Zeit herzliche, germanisch treu gemeinte Heilrufe erschallen lassen.

Diese Worte, die natürlich nur auf die Schiffahrtsabgabenangelegenheit bezogen werden können, faßte der hiesige preußische Gesandte v. Eisendecher als eine Herausforderung gegen Preußen, auf und er verließ kurz nach der Rede Freys demonstrativ den Saal, nachdem er vorher dem Oberbürgermeister den Grund seines Wegganges angegeben hatte. Daß übrigens die Freyschen Ausführungen keineswegs eine Provokation Preußens bedeuten sollten, ist klar. Die sächsisch-badische Denkschrift hat mit ganz anderen Ausdrücken operiert.

Die österreichisch-russische Détente.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Budapest, 27. Januar.

Ueber die Besprechungen des österreichischen Botschafters in Petersburg Grafen Berchtold mit dem Minister Iswolski kann ich auf Grund zuverlässigster Informationen folgendes mitteilen: Bisher ist bei den Erörterungen lediglich konstatiert worden, daß eine Entspannung der russisch-österreichischen Besprechungen beiden Teilen erwünscht erscheine und daß Neigung zu einer Auseinandersetzung bestehe. Konkrete Vorschläge sind bisher von keiner der beiden Mächte gemacht worden, jedenfalls aber hat die Annäherung in hohen, über Iswolski stehenden Kreisen warme Befürworter. Gegenüber den bei diesem Anlaß aufgetretenen Versuchen, Oesterreich mit Deutschland zu verhetzen, kann versichert werden, daß die Berliner maßgebenden Kreise eine Annäherung zwischen Wien und Petersburg zweifellos billigen würden, was man auch in Petersburg sehr gut weiß.

Der Stand der englischen Wahlen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 27. Januar.

Der Stand der Wahlen hat sich seit gesternd abend proportional nicht verändert. 255 Unionisten stehen jetzt 233 Liberalen, 38 Arbeiterparteilern und 72 Iren, zusammen also 343 Mitglieder der Koalition mit 88 Stimmen Mehrheit, gegenüber; die Mehrheit ohne die Iren beträgt 16 Stimmen. 72 Mitglieder des Parlaments sind noch zu wählen. Die Majorität ist der Koalition gesichert, die Frage ist nur, wie diese arbeiten wird. Ein Trost für die Mißerfolge des Liberalismus ist die Wiederwahl sämtlicher Kabinetts-

Das Hintertürl.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Bahr.

Niemand kann Oesterreichisch verstehen, der nicht weiß, daß bei uns les durch das Hintertürl geschieht. Was sich am Hauptor der sterreichischen Geschichte begibt, ist ohne Bedeutung für unser schicksal. Dieses spielt sich stets durchs Hintertürl ab. Am Hauptor steht jetzt die Demokratie. Das macht aber nichts, durchs Hinterürl huschen immer die Hofräte noch.

Nun hat man seit Jahren das Hintertürl niemals so funktionieren sehen wie beim letzten Streich unserer Verwaltung, im Fall „Feldherrnhügel". Der hat doch sogar uns ein bißchen as der lieben österreichischen Gewohnheit aufgeschreckt, sich alles ill gefallen zu lassen und zu allen Infamien zu kuschen. Ja wir nd so weit gegangen, uns gestern zu versammeln, wozu doch in Wien schon viel Mannesmut gehört. In dem schönen Saal des Gerbevereins fanden sich eine Menge Menschen ein, hauptsächlich ugend, auffällig viel Weiblichkeit (die ja hier noch eher Mannesmut at), viel Politik, ganz wenig Literatur (noch weniger als wir aben), viel Sozialdemokratie (denn es ging doch um eine Kunstngelegenheit und um eine Rechtssache, für Kunst aber interessiert ch unser Bürgertum selten, für das Recht nie). Zum Hauptredner ar ich bestimmt worden. Dies wohl deshalb, weil ich unter den inigermaßen bekannten Schriftstellern hier der einzige bin, der die lanie hat, es noch für möglich zu halten, daß Oesterreich europäisiert verden könnte, während meine Kollegen klüger und deshalb schon froh nd, wenn sie halbwegs unangefochten in irgendeinem Winkel die ier so verdächtige und unbeliebte Eigenschaft, Geist zu haben, verergen dürfen. Ich möchte meine Rede hier den Berlinern mitteilen ürfen, weil es stets mein Wunsch ist, die Kenntnis österreichischer itten zu verbreiten. Darum sei mir gewährt, hier ungefähr zu iederholen, was ich gestern gesagt habe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von einem wohlmeinenden Freunde ist die Warnung an uns rgangen, wir sollten nur nicht übertreiben. Der Mann hat recht. ch bin ganz seiner Meinung, wir dürfen nicht übertreiben, wir haben ar keinen Anlaß dazu. Denn was ist denn so Besonderes geschehen? s ist geschehen, daß man seit vierzehn Tagen wieder einmal voll Hohn mit den Fingern auf uns zeigt, und daß es wieder einmal in ganz Europa heißt: so was ist heute nur in Oesterreich möglich! Das ist geschehen! Aber ist das was Besonderes? Nein, etwas Besonderes ist das wahrlich nicht. Wir haben gar keinen Anlaß uns aufzuregen, wir müssen das doch längst gewohnt sein. Unsere Verwaltung sorgt ja mit einer unerschöpflichen Genialität dafür, aus dem Oesterreicher die beliebteste Witzblattfigur ganz Europas zu machen. Und die meisten Leute scheinen sich ja bei uns in dieser Rolle ganz wohl zu fühlen. Sie sind wohl noch stolz darauf, daß wir wenigstens zwei Dinge haben, die unseren Namen durch die ganze Welt tragen: die Wiener Operette und die österreichische Verwaltung. Nun, mir ist die Wiener Operette lieber. Aber ich bin ein Sonderling.

Also nur keine Aufregung! Nur Ruhe und keine Uebertreibung: Es ist wirklich nichts Besonderes geschehen. Es ist nichts geschehen, als was bei uns seit Jahren in einemfort geschieht. Es ist versucht worden, ein von der Zensur erlaubtes Stück im Stillen hinterrücks abzumurksen. Wie bei uns seit Jahren unbequeme Stücke hinterrücks abgemurkst werden, ohne daß man dazu erst die Zensur zu bemühen braucht. Dieses seit Jahren erprobte Verfahren hat man auch dieses Mal anzuwenden versucht. Nur mit einem einzigen Unterschied. Es ist diesmal dabei ein Versehen geschehen, es ist bei der Anwendung dieses Verfahrens einmal eine Schlamperei passiert. Das ist das große Glück. Und dieses Glück wollen wir ausnutzen.

Die Schlamperei, mit der diesmal amtiert worden ist, besteht darin, daß man in der Eile einen Nachsatz vergessen hat. Ordnungsgemäß wird bei uns mit unbequemen Stücken folgendermaßen verfahren. Man läßt den Direktor kommen und sagt ihm: „Bitte, find's so gut und lassen Sie dieses Stück verschwinden, sonst —!" Sonst und Gedankenstrich. Der Gedankenstrich genügt dem Direktor. Denn so schwer sonst unsere Direktoren irgendetwas verstehen, diesen amtlichen Gedankenstrich verstehen sie gleich. Und ferner sagt man dem Direktor noch ordnungsgemäß: „Und bitte, find Sie aber so gut und lassen das Stück so verschwinden, daß man nichts davon bemerkt — diskret, Herr Direktor, diskret, sonst —!" Und der Direktor versteht, ein Schauspiel erkrankt, und das unbequeme Stück ist in aller Stille erledigt. Wie oft das vorkommt, erfahren wir ja nicht. Aber sicher oft. Denn was hätten sonst auch die Wiener Direktoren den ganzen Tag in der Statthalterei zu tun? Wenn man in einem Berliner Theater nach dem Direktor fragt, sagt der Theaterdiener: Der Direktor ist auf der Bühne! Wenn man in einem Wiener Theater nach dem Direktor fragt, heißt's: Der Direktor ist doch in der Statthalterei! Die Berliner Direktoren sind auf der Bühne, die Wiener in der Statthalterei, und man merkt das auch. Aber um fortzufahren: aus einem Vordersatz und einem Nachsatz besteht also das ordnungsmäßige Verfahren und, sehen Sie, den Nachsatz muß man eben diesmal in der Eile vergessen haben. So eine Schlamperei: Unbegreiflich, unverzeihlich! Denn natürlich kann die heimliche Zensur nicht mehr ordnungsgemäß funktionieren, wenn sie nicht mehr heimlich bleibt. Oder sollte vielleicht nicht der amtierende Herr, sondern der Direktor so vergeßlich gewesen sein? Das kann ich mir aber kaum denken. Denn sonst, sonst wird der Direktor schon noch erfahren, was es bei uns heißt, wenn ein amtierender Herr zu einem Direktor sagt: Sonst —!

Sie werden ja nämlich schon bemerkt haben, daß dieses ganze ausgezeichnete Verfahren auf diesem einzigen kleinen Wort beruht: Sonst —! Was heißt das? Es hat einen doppelten Sinn, es kann zweierlei heißen. Es kann ein Versprechen und es kann eine Drohung sein. Es kann heißen: Sonst, lieber Direktor, machen wir zwei kein Geschäft mehr miteinander! Es kann aber auch heißen: Sonst wenden wir das Gesetz an und da wird Ihr Theater zugesperrt: Das System dieser unterirdischen oder heimlichen Zensur beruht darauf, daß man abwechselnd dem Direktor mit einem Geschäft winkt oder mit der Anwendung des Gesetzes droht. Meistens übrigens beides, weil doppelt genäht besser hält.

Ich will Ihnen zunächst an einem Beispiel zeigen, wie man mit den Direktoren Geschäfte macht: an dem Fall der spanischen Elektra. Das ist ein Stück von Perez Caldos, das vor einigen Jahren in Spanien Aufsehen erregt hat. Deshalb wurde es von einem Wiener Direktor erworben, der sich ein Geschäft davon versprach. Um diese Zeit war eben Björnsons „Ueber unsere Kraft" verboten worden. Paul Lindau, dem das Stück für Oesterreich gehörte, und der damit in Wien gastieren wollte, protestierte, rekurrierte, alles umsonst. Und nun kam diese Elektra zur Behörde, die man nicht erlauben wollte, sonst hätten die Klerikalen geschrien, und nicht verbieten wollte, sonst hätten die Liberalen geschrien: und Geschrei mag man nicht. Die Behörde ließ also den Wiener Direktor kommen und bat ihn, ihr dadurch gefällig zu sein, daß er das lästige Stück verschwinden lasse. Der Direktor fragte: „Was gebt ihr mir dafür?" Man bot ihm an, dafür „Ueber unsere Kraft" freizugeben. „Ja," sagte der Direktor, „das wäre recht schön, aber da habe ich nichts davon, denn „Ueber unsere Kraft" gehört ja dem Lindau." „O," sagte die Behörde, „wie lange denn noch?" Der Direktor erkundigte sich und berichtete dann: